

Helmut Krätzl

Rollenumbrüche

Über den Verlust und Wandel der Rollenidentität bei Seelsorgern

♦ Fünfzig Jahre nach der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils lenkt der Autor den Blick auf die Dynamiken der Identitätskonstruktion, die dieses Konzil bei Priestern ausgelöst hat. Die Argumentation macht deutlich, dass die durch das Konzil entstandenen Fragestellungen, wie sie sich beispielsweise aus der Zusammenarbeit mit Laientheolog/innen und Ehrenamtlichen oder durch die entstandenen inhaltlichen und organisatorischen Herausforderungen im Kontext von Pfarren ergeben, nur auf der Basis des Konzils beantworten lassen. (Redaktion)

Identitätsverlust ist ein bedrohliches Erlebnis für einen Menschen, weil dieses sein Selbstwertgefühl stört und sein Lebensgefühl tiefgreifend verändert. Noch gefährlicher ist das für einen Priester, da er durch seine ganze Existenz Zeugnis für eine höhere Botschaft abzulegen hat. Nun aber selber unsicher geworden, innerlich gespalten, kann dies kaum noch gelingen; es sei denn, er gibt gerade in dieser Krise seines Lebens ein Beispiel, wie man auch unter Schmerzen sein eigenes Ich wieder finden kann.

Viel häufiger als früher kamen Priester in den letzten Jahrzehnten in eine Identitätskrise. Ein Grund dafür ist die sich rasant verändernde Gesellschaft und die damit einhergehenden Erwartungen an einen Seelsorger. Ebenso hat sich auch die Kirche weiterentwickelt, in welcher der Priester nun selbst wieder seinen neuen Stand finden musste. Was ihm vertraut war in der Kirche, in seinem bestimmten Priesterbild, in der Liturgie, in der Theologie, als er zu seiner Berufung Ja sagte, scheint ihm genommen zu sein. Nicht wenige leiden darunter „unheilbar“, werden zu Außen-

seitern. Viele aber haben Vertrauen zu Neuem, Ungewohntem, Ungekanntem gefunden und so sich weiterentwickeln und entfalten dürfen.

Der Verlust des Vertrauten kann sich auf verschiedenen Ebenen ergeben.

1 „Ist das noch meine Kirche?“

Viele meiner Generation – ich bin 1931 geboren – haben in ihrer Jugend eine sie begeisternde Kirche erlebt: im Krieg, in der Nazizeit, da die Kirche in der Unterdrückung zum Teil zu einer Bekennerkirche wurde. Kardinal Innitzer rief am 7. Oktober 1938 den Jugendlichen im Stephansdom zu: „Euer Führer ist Jesus Christus.“ Das hat ihn beinahe das Leben gekostet.

Nach dem Krieg erlebten wir eine Kirche, die in der Gesellschaft Europas höchstes Ansehen und weitreichenden Einfluss hatte. Die Staatsmänner, die Europa wieder aufbauten, waren vielfach praktizierende Katholiken, wie etwa Konrad Adenauer, Robert Schuman, Alcide De Gasperi und in Österreich Julius Raab, Leopold Figl,

Leopold Kunschak und andere, die sich nicht scheuten, mit dem Rosenkranzsühnekreuzzug des Franziskaners P. Petrus Pavlicek auf der Ringstraße zu beten. Die Gesellschaft war damals geschlossen und weitgehend von christlichen Werten geprägt. In vielen Bereichen des öffentlichen Lebens hatte die Kirche Einfluss, in der Politik, der Bildung und der Kunst. Erfreulich stark waren die Jugendgruppen, voll waren die Kirchen am Sonntag. Und viele – auch ich – wurden damals aus Stolz auf diese Kirche Priester.

Einen zusätzlichen „Sprung nach vorn“ brachte das II. Vatikanische Konzil, wie dies Johannes XXIII. wünschte. Die Kirche wandte sich der Welt zu, vieles in ihr wurde erneuert. Zahlreiche Menschen erwarteten, dass nun die Kirche, weil ganz „im Heute“ angekommen, beinahe alle überzeugen müsste.

Ende der 1970er-, Anfang der 1980er-Jahre kam eine große Wende. Viele traten aus der Kirche aus, Priester heirateten, der Messbesuch nahm dramatisch ab. Die Kirche verlor ihren Einfluss auf Gesellschaft und Politik. Neben der Kirche wuchs der Markt des religiösen Angebotes in unterschiedlicher Weise. War ich nicht in einer anderen Kirche Priester geworden, fragten sich manche? War die katholische Kirche nicht selbst an diesem Rückgang schuld, weil sie beim Konzil zu ungeschützt die Fenster zur Welt geöffnet hatte? Manche verloren damals die Freude an ihrem Amt, trauerten der früheren, „ihrer“ Kirche nach. Aber viele machten sich mit der neuen Situation vertraut und versuchten die wirklichen Gründe zu entdecken. Ohne die Schuld der Kirche hatte sich das Umfeld grundlegend verändert, angestoßen durch die Studentenrevolution 1968. Eine bislang geschlossene, christliche Gesellschaft zerbrach, wurde plural. Die Kirche

war nun nur mehr *eine* der sinnstiftenden Institutionen. Das Neue des Konzils jedoch befähigte die Kirche, sich diesen Herausforderungen zu stellen. Sie lernte, dass ihre Aufgabe nicht Herrschaft, sondern Dienst ist – ein Dienst, notwendig für die Gesellschaft, ein Dienst, orientiert am Geist Jesu Christi, der nicht gekommen ist, um sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen. Kirche will Grundhaltungen einbringen und vorleben, ohne welche die Gesellschaft nicht leben kann. Diese vermag sie sich allerdings nicht allein zu geben, wie unterschiedslose Solidarität, Versöhnung, Friedensvermittlung, Schutz des Lebens in allen Phasen, Anwalt zu sein für die Würde des Menschen weit über gesellschaftliche und wirtschaftliche Nützlichkeit hinaus. Es ist diese Kirche, die meine Generation fasziniert hat, um derentwillen wir Priester geworden sind. Um den neuen Aufgaben entsprechen zu können, hat sie sich verändert.

2 „Ich habe seinerzeit eine andere Theologie gelernt“

Als ich von 1964–1969 Pfarrer in Laa an der Thaya war, hatte ich drei Kapläne. Einer war Neupriester, die anderen zwei wesentlich älter. Sie unterrichteten seit Jahren Religion in einem Gymnasium und in einer Hauptschule. Wenn nun unser junger Mitbruder bei Tisch theologische Themen anschnitt, wie er sie erst kürzlich gelernt hatte, zuckten die beiden anderen zusammen und wurden sichtlich unsicher. „Wir haben das doch anders gelernt und seit Jahren im Religionsunterricht auch so weitergegeben“, dachten sie. Diese theologischen Gespräche waren heilsam. Ich erinnerte mich dann auch an meine Studienzeiten an der Wiener Universität zwi-

schen 1949 und 1954. Das war eine ganz andere Theologie als nach dem Konzil. Zunächst betraf das die Bibelexegese, die noch ganz unter den einschränkenden Aussagen der päpstlichen Bibelkommission von 1907, 1908 und 1910 stand, was zu einer sehr oberflächlichen Wortexegese mit Realienkunde führte. Von Bibeltheologie hörten wir nichts. Systematisch legte die Dogmatik Lehrsätze vor und suchte diese durch Bibelstellen zu untermauern. Die Moralthologie konzentrierte sich auf eine rigorose Normenmoral, an der sich das persönliche Gewissen auszurichten hatte und die es zu halten hatte. Hauptzweck der Ehe, dem alle anderen Zwecke unterzuordnen seien, war die Weitergabe des Lebens.

Die Theologie ist die Grundlage jeglicher Verkündigung und des Religionsunterrichtes. Am Speisezimmertisch meines Pfarrhofes erlebte ich den Aufeinanderprall zweier theologischer Denkrichtungen, aber auch, wie sehr die „neue Theologie“ die Identität älterer Priester verunsicherte.

Um mit dem nun Neuen vertraut zu werden, war es notwendig, weiter zu studieren, manches ganz neu zu studieren. Dazu fehlte jedoch gerade überlasteten Priestern die Zeit, oft auch die innere Bereitschaft. Nun wuchs in den kommenden Jahrzehnten eine Schülergeneration heran, die ausschließlich durch eine lebensorientierte Theologie zu interessieren war. Und „unter der Kanzel“, unter den die Messe Mitfeiernden saßen zunehmend Laien, die nach dem Konzil theologische Kurse besucht oder sogar die ganze Theologie studiert hatten. Ihre Kritik an Predigten mit einer rückständigen Theologie bzw. überhaupt fehlender Theologie, weil man eher die Bibeltexte nacherzählte oder schnell moralisierende Anwendungen suchte, ihre Kritik also stellte die „Lehrautorität“ des

Verkündigers in Frage und brachte den Priester in erhebliche Unsicherheit.

Bedauerlicherweise haben diese verunsicherten Priester von den Bischöfen zu wenig Hilfe erfahren, ja manchmal war sogar die Kirchenleitung schuld an einer Vertiefung der Kluft zwischen theologisch unterschiedlich denkenden Priestern, weil sie das wirklich Neue in der Theologie zu wenig betonten. Dabei hatten sie als Konzilsväter doch in erstaunlicher Weise selbst „neu“ Theologie gelernt – und zwar von ihren theologischen Beratern. Vielfach handelte es sich um Personen, die zuvor wegen ihrer vorausschauenden Theologie gemäßregelt worden waren: vor allem berühmte französische Theologen wie z. B. Yves Congar, Marie-Dominique Chenu, Henri de Lubac oder Karl Rahner in Deutschland. Es war wohl einmalig, dass damals das Lehramt der Bischöfe und die lehrenden Theologen auf diese Weise zusammenarbeiteten, woraus sich die Möglichkeit ergab, die meist in der alten Theologie vorgelegten Konzilstexte völlig umzuarbeiten. Da begann wirklich eine neue Ära der Theologie in der Bibelwissenschaft, der Dogmatik, der Moralthologie, in der Stellung der Kirche zu den anderen christlichen Kirchen, den anderen Religionen und zur Welt. Warum haben die heimkehrenden Bischöfe, die vielfach Synoden veranstalteten, nicht auch dafür gesorgt, dass ihre Priester „umlernen“? Vielmehr kam es nach dem Konzil erneut zu Maßregelungen fortschrittlicher Theologen, was nun auch diese existenziell in tiefe Krisen brachte und sie in ihrer Forschung hemmte. Wie so vieles ist auch die Weiterentwicklung der Theologie nach dem Konzil ins Stocken gekommen. Damit ist die Verkündigung in einen Notstand geraten – aber auch die Seelsorger, die dafür verantwortlich neue Wege suchten.

3 Haben die Laien uns Priester verdrängt?

Ein wesentlicher Fortschritt des Konzils war die neue Sicht der Kirche und konsequent auch jene der Liturgie. Ein streng hierarchisches Kirchenbild wurde vom Bild „Kirche sind alle Getauften“ abgelöst. Die Taufweihe ist das Konstitutive in der Kirche, gibt Mitgliedschaft und Mitverantwortung in der Kirche. Das Bild vom gemeinsamen Priestertum – lange Zeit eher nur von den Kirchen aus der Reformation gebraucht – wurde nun grundlegend für unsere Kirche, aus dem heraus erst das Weihepriestertum hervorgeht. Aus einer reinen Priesterliturgie wurde die Feier des Gottesvolkes, das daran „tätig“ teilnehmen sollte. Pfarrgemeinderäte wurden eingerichtet, die den Pfarrer in der Leitung der Pfarre mitverantwortlich unterstützen. Laien sind nun nicht mehr Objekte der Seelsorge, sondern eigenständige Subjekte. Das alles hat zu einem ganz neuen Verhältnis zwischen Priestern und Laien geführt.

In den 1980er-Jahren war ich öfter zu Besuch in Polen. In Włocławek, einer kleinen Diözese, referierte ich im Priesterseminar über das, was die Laien nun in Österreich in der Kirche alles tun und tun sollten. Am Ende fragte mich der Regens ganz ängstlich, ob ich meine, dass das auch in Polen einmal so kommen werde. Ich versicherte ihm das, jedoch mit dem Zusatz, dass sie aus einigen Fehlern lernen könnten, die wir gemacht hätten. Die Haltung dieses Regens aber gibt jene Angst wieder, in die auch in Österreich manche Priester gekommen sind. Wer bin ich noch als Priester? Was muss ich alles von Laien annehmen? Was ist nun der wesenhafte Unterschied zwischen Weihepriestertum und gemeinsamem Priestertum?

Hinzu kam, dass das Konzil den Diakonat wieder als selbstständige Weihestufe eingeführt hat. Zu ständigen Diakonen werden auch verheiratete Männer geweiht. Sie „können“ fast alles, was Priester bisher getan haben, nur nicht der Eucharistie vorstehen. Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten werden zur Leitung von Wortgottesfeiern beauftragt, können Begräbnisse halten, und wo Priester und Diakone fehlen auch feierlich taufen und der Ehe assistieren. Laienteams leiten manche Pfarren, einen Priester „von außen“ braucht es für die Messe sowie für die anderen Sakramente. Was bin ich also heute noch als Priester? War meine Vorstellung vor 50 Jahren nicht anders, viel weiter?

Wo immer Priester solche „Berufszweifel“ haben, wird deutlich, dass nach dem Konzil zu wenig theologisch weitergedacht und strukturell weitergearbeitet wurde. Die naturgegebene Spannung zwischen dem Priester und den anderen nun in der Seelsorge mit weitgehenden Vollmachten Beauftragten wurde nicht gelöst. Die ständigen Diakone hatten das Konzil doch zunächst als Hilfe für den steigenden Priestermangel gesehen. Bis heute gibt es aber kein offizielles theologisches Profil für diesen neuen Stand. Karl Rahner hat nämlich gemeint, dass der ständige Diakonat nicht reaktiviert, sondern eigentlich für unsere Zeit neu erfunden worden ist. Das Zueinander von Priestern und qualifizierten Laien in der Seelsorge wurde nicht geklärt. Um gleichsam die Selbstständigkeit der Priester zu betonen, haben Laien betreffende römische Weisungen eher restriktiven Charakter. Betont wird, was Laien alles nicht tun können/dürfen, anstatt ihre Berufung aufgrund von Taufe, Firmung, Beauftragung hervorzuheben und sie zur Bereicherung der Seelsorge zu ermutigen.

Die vielen ungelösten Fragen führen dazu, dass sowohl Priester wie Laien im pastoralen Dienst Identitätsprobleme haben, was da und dort zur Resignation, zu Spannungen oder auch zu Rechthaberei führen kann.

4 Was erwarten die Gläubigen noch vom Priester?

In unserer Jugend nannte man den Priester oft einen „Geistlichen“. Man könnte das fast mit „Spiritual“ übersetzen. Gemeint ist also einer, der den Gläubigen Auskunft über das Geheimnis des Glaubens, die innere Verbindung zu Gott, die Lebensdeutung mit Blick auf das Letzte vermittelt.

Heute erwartet man vom Priester eine schöne Feier zu den Lebenswenden, zur Taufe, Erstkommunion, Firmung, Hochzeit und zum Begräbnis. Ansprechend gestaltete kirchliche Feiertage ziehen immer noch bedeutend mehr Menschen an als Sonntagsmessen, noch weniger geistliche Begleitung, Seelenführung – wie man früher sagte.

Ein ungarischer Mitbruder, fast gleichzeitig mit mir geweiht, erlebte das dramatisch. Er war Doktor der Theologie, hatte seine geistliche Quelle in der charismatischen Bewegung, hielt in seinem Pfarrhof Räume frei für Menschen, die individuelle Einkehr suchten. Aber es kamen nicht viele. Eines Tages ging er mit einem Besen auf die Straße und fegte den Straßenschmutz weg. Den erstaunten Dorfbewohnern sagte er: „Ich möchte einmal etwas tun, was euch zu nützen scheint. Als Spiritual braucht ihr mich ja offenbar nicht.“

Ich meine, auch heute suchen viele Menschen einen Priester, der ihnen Rat und Hilfe für ihr inneres Leben gibt, der mit ihnen in den vielen Zweifeln ihres

Glaubens Wege zur Gottesbegegnung sucht, der ihnen Kraft aus dem Glauben in den Schicksalsschlägen vermittelt, der Zeit für sie hat, und der sie teilhaben lässt an seinem eigenen Glaubensweg. Aber hat er die Zeit dafür, wenn er drei oder fünf Pfarren zu versorgen hat? Wie kann er noch Spiritual sein, wenn er einen übergroßen Seelsorgeraum mit vielen Gemeinden gleichsam „dirigieren“ muss? Priester im Amt trocknen durch diese äußere Überbelastung innerlich aus, werden zu Managern der Pastoral. Und viele junge Männer, die Theologie studieren, lassen sich gleich gar nicht erst weihen, weil sie eine solche „priesterliche Existenz“ fürchten.

5 Ehelosigkeit wird nicht mehr geschätzt

Als meine Generation vor fünfzig und sechzig Jahren zu Priestern geweiht wurde, stand die Ehelosigkeit dieser nicht zur Debatte. Im lateinischen Zweig der römisch-katholischen Kirche gehörte sie einfach dazu. Überdies hörte man in manchen frommen Betrachtungen, dass ehelos zu bleiben, ob Priester, Ordensmann oder -frau, ohnehin die vollkommene Form des Lebens sei. Wir haben damals auf Ehe und Familie verzichtet, weil wir Priester werden wollten und fühlten uns dabei von den Menschen um uns, wenn auch manchmal bemitleidet, so doch verstanden und getragen.

Heute stoßen wir zölibatär lebende Priester auf weitverbreitetes Unverständnis in der Gesellschaft. Man nimmt uns nicht mehr ab, dass wir dadurch viel verfügbarer für die Gemeinde seien. Ehelosigkeit an sich wird kaum als ein Wert angesehen. Und angesichts des drastischen Priestermangels, der offensichtlich auch durch den

Pflichtzölibat verstärkt wird, breitet sich die Meinung immer weiter aus: Lieber verheiratete Priester, als Gemeinden ohne Priester. Was Priester ganz besonders verletzt, ist die wachsende Pauschalmeinung, viele Priester hielten den Zölibat ohnehin nicht.

Hinzu kommt, dass der Verzicht auf Ehe, Familie, eheliche Liebesbeziehung in den verschiedenen Lebensabschnitten eines Priesters sich immer wieder neu darstellt. Wachsende persönliche Einsamkeit, Unverständnis von außen, Enttäuschungen im eigenen priesterlichen Wirken lassen die Ehelosigkeit noch schwerer ertragen.

Es ist hier nicht der Ort, über Änderungen der Zugangsbedingungen zum Priesteramt zu diskutieren. Wohl aber geht es um Hilfen, die eigene Identität als Priester nicht zu verlieren oder darum, wie diese wiederzugewinnen ist. Das gelingt überall dort, wo man sich als Priester von Menschen gebraucht fühlt, wo die eigene Familie gleichsam durch die viel größere einer Gemeinde oder Gruppe ersetzt wird, wo mit zunehmendem Alter die Spannkraft der eigenen Christusbeziehung nicht abzusterven droht, vielmehr neue Motive und Formen bekommt.

6 Was ist aus dem Konzil geworden?

Es scheint manchmal, als wären besonders jene Priester, die schon vor dem Konzil geweiht wurden, durch die vielen Veränderungen innerlich unsicher geworden. Da ist aber gerade die sogenannte Konzilsgeneration – etwa in den späten 1960er-Jahren und danach geweiht –, die heute ihre Identität zu verlieren scheint. Sie haben all ihre Kräfte eingesetzt, um die Kirche im Sinne des Konzils zu erneuern. Diese Priester waren fasziniert, wie sich die ka-

tholische Kirche zu den anderen christlichen Kirchen öffnete, wie sie zunächst alles suchte, was uns ohnehin schon eint, wie sie voll Respekt mit anderen Religionen ins Gespräch kam, wie sie sich auch den sogenannten Ungläubigen zuwandte, mit denen wir Christen uns durch das Gewissen, wie das Konzil sagte, verbunden wissen. Diese Priester brachten viel von der so optimistischen Sicht Johannes XXIII. in die Pastoral. Sie sahen wie der Papst den Menschen zuerst als Abbild Gottes und betrachteten diesen nicht primär als Sünder. Die Welt als gute Schöpfung Gottes stand nicht mehr im Gegensatz zum „Geistigen“. Diese Generation mühte sich um eine geschwisterliche Gemeinde in den Pfarren, hörte mehr auf das Gewissen der Gläubigen als auf einen Moralcodex, legte nun die Hl. Schrift als Frohe Botschaft aus und freute sich über die Option für die Armen, wie sie in Lateinamerika ganz im Gegensatz zu früher ausgerufen wurde. Freilich waren manche Wünsche auch subjektiv, gingen über das hinaus, was das Konzil wirklich sagte und wollte, aber es gab einen Aufbruch hinein in eine neue Zeit.

Diese Generation ist nun auch schon in die Jahre gekommen. Die nächste und übernächste weiß nicht mehr viel vom Konzil. Seine Früchte sind für sie wie selbstverständlich, weil sie die Kirche vorher nicht kannten. Und von den rasanten Umbrüchen in der Gesellschaft, die auch die Kirche erschüttern, geschockt, will man heute vielfach die weit geöffneten Fenster der Kirche schließen und zieht sich zurück auf überschaubare geistliche Gemeinschaften. Die sind heute der Kirchenleitung besonders genehm, weil sie kaum an den Vorgängen in der Kirche Kritik üben und auch nicht auf die so notwendigen, noch ausstehenden Reformen drängen. Es gibt Anzeichen in der Gesamtkirche, als wolle man

anstatt in der Richtung des Konzils vorwärts gehen, eher wieder zurückschreiten. Die alte Messliturgie von 1962 wird wieder hervorgekehrt. Den Laien weist man eher den Platz draußen in der Welt zu, als ihre Mitverantwortung in der Kirche ernst zu nehmen. Die Pastoral an den wiederverheirateten Geschiedenen harrt schon seit vierzig Jahren einer barmherzigeren Lösung. Die Ökumene scheint zu stagnieren. Dem wachsenden Priestermangel und der damit verbundenen Ausdünnung der Sakramente – viele Pfarren sind am Sonntag ohne Eucharistie, Krankenpastoral, ohne Krankensalbung – will man durch großangelegte Pfarrzusammenlegungen begegnen. Und wo immer Kritik aus Sorge um die Kirche und ihren Dienst laut wird, in Theologenresolutionen, Pfarrereinitiativen, Laienbewegungen, versucht man diese einzudämmen, ja stellt sogar die Frage, ob deren Vertreter noch ganz auf dem Boden der Kirche stünden. Das raubt einer vom Konzil inspirierten Priesterschaft die Freude an der Arbeit – oder sie suchen auf eigene Faust neue Lösungen.

Wie können diese Seelsorger ihr inneres Gleichgewicht wahren oder wiedergewinnen? Einmal im Blick auf erstaunlich viel Eigenleben in den Gemeinden. Ich selbst erlebe in vielen Pfarren Eigenverantwortung, Suche nach Neuem, was ganz den Intentionen des Konzils entspricht, ohne dass es die Betroffenen wissen. Das Drängen von unten lässt auch die Kirchenleitung nicht mehr in Ruhe. Im Jänner 2012 gab es an der Wiener Theologischen Fakultät ein hochrangiges Symposium „50 Jahre nach Konzilsbeginn“ unter dem Titel „Erinnerungen an die Zukunft.“ Immer wieder wurde dort betont, wie viel Potenzial des Konzils noch nicht verwirklicht ist und längst gehoben werden müsste. Allen, die heute frustriert sind, weil der Fortschritt

gehemmt ist, möge das Gedächtnisjahr „50 Jahre nach Beginn des Konzils“ neue Hoffnung geben. Es wird wieder vom Konzil geredet. Und wie damals am Konzil sollten wieder Bischöfe zusammen mit den besten Theologen die Ansätze des Konzils auf die Zeit heute, 50 Jahre danach, weiterdenken. Es geht wieder um eine „Verheutigung“, ein Aggiornamento.

7 Ecclesia, quo vadis?

Wir stehen mitten in den Auseinandersetzungen, wie die Konzilstexte zu interpretieren sind. Von Rom scheint man mehr dazu zu neigen, alles aus der Tradition zu sehen, alles in Kontinuität zu erklären. Nun aber hat das Konzil tatsächlich einen großen Sprung vorwärts gemacht. Es ist Zeit, dies zu erkennen. Und die Glaubwürdigkeit der Kirche, heute oft in Frage gestellt, würde wieder wachsen, wenn man offen zugibt, mit welchem Mut die Konzilsväter tatsächlich Neues zu sagen wagten. Denselben Mut müsste die Kirchenleitung heute haben und einen offenen Dialog darüber nicht nur zulassen, sondern sogar fordern. Und Bischöfe, die heute auch um ihre Identität ringen – solche gibt es –, werden diese finden, wenn sie sich ihrer Verantwortung für die Weltkirche bewusst werden, wie es das Konzil bei Betonung der Kollegialität aller Bischöfe mit dem Papst gelehrt hat. Sie dürfen nicht gegen Rom handeln oder an Rom vorbei. Vielmehr müssten sie sich aus ihrer Mitverantwortung für die Weltkirche heraus bewusst in Rom beharrlich melden, wenn längst fällige Erneuerungen, die in den Ortskirchen besonders spürbar sind, durch einen wachsenden Zentralismus immer wieder verhindert werden.

Ecclesia quo vadis? O. H. Pesch hat einmal gesagt: „Das Konzil ist die Zukunft

der Kirche im 21. Jahrhundert. Eine Alternative dazu gibt es nicht – es sei denn die Großsekte, der niemand mehr zuhört.“ Wer immer die Kirche davor bewahren will, wer also das Konzil immer wieder in seinem ursprünglichem Geist zur Sprache bringt, leistet ihr und damit der Welt einen unverzichtbaren Dienst, wird aber dadurch auch zu seiner eigenen Identität – wo sie verlorengegangen – finden.

Der Autor: geb. 1931, Studium der Theologie in Wien, 1954 zum Priester geweiht, 1959 Promotion in Wien, 1964 Promotion an der päpstlichen Universität Gregoriana

in Rom (Kirchenrecht), Bischofsweihe 1977 durch Kardinal Franz König; 1981–1985 Generalvikar der Erzdiözese Wien, 1987–2004 Bischofsvikar für Erwachsenenbildung und Priesterfortbildung, 2004–2008 Bischofsvikar für ökumenische Fragen, 2008 Emeritierung, in der österreichischen Bischofskonferenz war er zuständig für schule Angelegenheiten, die Erwachsenenbildung sowie das Katholische Bibelwerk Österreichs und das Seminar für Kirchliche Berufe; Autor zahlreicher Bücher, zuletzt: Mein Leben für eine Kirche, die den Menschen dient (2011); Das Konzil – ein Sprung vorwärts (im Druck).

Zwischen Anspruch und Wirklichkeit



Andreas Wollbold

Als Priester leben

Ein Leitfaden

Wie kann ein Leben als Priester glaubwürdig und erfüllt gelingen?

„In seiner theologischen Weite und lebenspraktischen Relevanz ist das Buch die derzeit wohl gründlichste Publikation zum Thema priesterlicher Lebensgestaltung in deutscher Sprache.“ Theologische Revue

336 S., kart., ISBN 978-3-7917-2285-6
€ (D) 26,95 / € (A) 27,80 / sFr 36,90

Verlag Friedrich Pustet



www.verlag-pustet.de